

10.7. 1915.

Kleiner Bilderbogen.

Aus Wiener Kriegstagen.

Ein greiser General spaziert über die Ringstraße. Einflüßelt er eine der höchsten militärischen Stellen, jetzt muß er wohl weit über achtzig sein. Mühselig schleppt er sich, gestützt von seiner Tochter, die stets an seiner Seite weilt. Seine Beine schlottern, der Oberkörper ist schwer vorgebeugt, das Auge scheint teilnahmslos an der Welt vorbeizusehen, die Rechte umklammert krampfhaft und zitternd den Säbelgriff, wie seine letzte Kraft, die er ängstlich und besorgt festhalten will. So geht er da, ein Bild des Alters, dem von allem Glanz und aller Fülle eines reichen Lebens nicht mehr geblieben ist als Hülle und Schein. . . . Vor einer Trafik bleiben sie stehen, die Tochter springt hinein und kommt mit einer Zeitung wie er. Sie reißt sie dem Vater. Der faßt das Blatt mit beiden Händen und liest den Generalstabbericht, liest ohne Brille. . . . Und mit einemmal sind diese alten teilnahmslosen Augen weit, weit offen und jung und blau. Er erklärt der Tochter, was da drin steht und was es bedeutet. Er zeichnet in der Luft die Karte, die er in sich trägt ein Leben lang, deutet Wege, Ziele und Pläne an und seine Hand zittert nicht, gar nicht mehr. Und seine Stimme ist stark und fest, das Antlitz voll Leben, die Augen leuchten, als wäre plötzlich eine neue Jugend in ihn gekommen. So steht er da, voll Kraft und Leben, hoch aufgerichtet, stramm, als stünde er vor seinen Truppen. . . .

Im Grabencafé. Die Musik spielt, begleitet vom Summen der Menge. Kellner laufen auf menschenfreundlichen Teppichen um die Wette und jonglieren mit Tassen. Herren haben die Zeitung vor sich wie ein Panier, Damen stricken. Ältere, die es mit breitem Stolz genießen, daß ihr längst schon abgetanes Können wieder zu Recht und Würde gelangt ist und denen die Arbeit nichts als bloße Bewegung der Finger, die sich in geistvoller Schnelle wie Spinnenspinne weben. Aber auch junge, wunderhöne Frauen, in deren feingegliederten Händen man alles eher als die Strickerei erwartet, sitzen mit Nadel und Wolle da und mühen sich ums gute Werk. Die Armen verlieren dabei immer um eine Masche mehr als sie bereits gestrickt haben, denn ihnen ist diese Bewegung der Hände ebensowenig selbstverständlich wie des Strickentels Gegenwart inmitten aller Wiener Werkstättenfreundlichkeit. . . . Der Bringeiger forcht verliert in seine Geige hinein und läßt indes seine Blicke verho'sen kollet von einer Schönen auf die andere fallen. Die Musik spielt: „Arabia“a“, „Bohème“, „Laska“, „Rund um die Liebe“ und dazwischen Volkslyric und „Wacht am Rhein“. Da geht Bewegung durch die Menge, die Gedanken schreiten aufs Feld und zur Landesordnung über. Ein erregtes, ungedämpftes Wort dringt aus Ohr. Hände gestikulieren über den Krieg, Zeitungen knistern. Ein Wiener aber sagt erschreckend laut: „Bringen's mir noch ein Kipfel.“ Der Kellner dient und lächelt. Und der Wiener lächelt und ist dabei eigentlich sehr traurig, daß er nun nicht mehr vier Semmeln in die Hand und ein Kipfel zu sich nehmen darf. Der „Verständliche“ am Tisch jedoch, mit einem würdevollen Unhängbart, beginnt einen Vortrag darüber. . . . „Wie eiskalt ist dies Händchen. . . .“ singt die Geige des Primus, aber eine Stimme überbrüllt sie brutal: „Ja! len!“ Kellner laufen um die Wette und verbeugen sich. Herren verschwinden hinter der Zeitung, Damen stricken und die Musik spielt. Dampf fällt die Tür ins Schloß. . . .

In einem Arzthilfsbureau. Ueber dem Schreibtisch einer der hier arbeitenden Damen hängt ein großer, rotbeschriebener Zettel: „Hier werden Feldpostbriefe geschrieben.“ Eine noch junge, verhärmte Frau tritt zu der Dame und reicht ihr eine Feldpostkarte: „Bitte schön, gnäd' Frau, damit's sicher ankommt. . . .“ und zieht aus der Börse ein Blatt hervor mit der Feldpostadresse. „Also, was soll ich denn schreiben?“ fragt die Dame mit müdem Lächeln. Die Frau denkt ein paar Minuten nach. Dann sagt sie: „Gott schübe dich — auf Wiedersehen. Deine Anna.“ „Nun, und sonst nichts?“ fragt die Dame. Wieder einige Minuten des Nachdenkens. Dann ein Kopfschütteln und mit tränenerfüllter Stimme: „Na, dank' schön, gnäd' Frau, sonst nix. . . .“

In der Elektrischen. Eine polnische Dame mit einem kleinen, etwa vierjährigen Mädchen sitzt drin. Einige Soldaten stehen ein. „Mutter, sind das Russen?“ fragt das Kind an die Dame. „Aber nein, Kind, hier gibt es keine Russen.“ — „Das ist gut,“ kommt es mit einem Seufzer der Erleichterung von den kleinen Lippen. Und ganz langsam beginnt das Kind wieder zu lächeln. . . .

Ein paar Schritte nur von der Hauptallee entfernt. Ganz nahe beim Lusthaus, gibt es eine Waldandacht. An

ein paar Bäumen hängen Heiligenbilder, billige Drucke, meist aus Zeitungen herausgeschnitten. Primitive Verse stehen unter manchem dieser Bilder — eine Bitte oder ein Dank. Sonst brennt nur ein kleines, bescheidenes Dellämpchen unter einem Muttergottesbild. Der Krieg hat nun dort viele Herzen angezündet. Ein junges Weib kniet davor, in flehender Anacht Tag für Tag viele Stunden. Um sie herum knattern Maschinengewehre, tönen Kommandos. Sie aber hört nichts, sieht nicht den Schnee, nicht den Regen, der sie durchquert. Tag für Tag kniet sie vor dem Marienbilde und ihre Lippen flüstern: „Heilige Mutter Gottes, gib ihn mir wieder — gib ihn mir wieder. . . .“

Zwei Herren hinter mir politisieren. „Aber zum Teufel,“ fährt der eine auf, den ich mir die vordere mit einem Knebelbart, „glauben Sie doch so etwas nicht. Wieder eines von diesen Gerüchten, die wie Raketen aufsteigen und zerplatzen. Man soll weder den guten, noch den schlechteren trauen, denn man ist auf jeden Fall genarrt. Gerüchte entstehen wie Träume, aus Angst und aus Wünschen. Einer träumt, erzählt's dem andern, der einem Dritten und so geht's weiter. Beim Vierten ist's schon sichere Wahrheit, beim Fünften ganz authentisch. Denn der hat's bereits von „höherer Seite“, kann natürlich nicht sagen von wem, aber er hat schon so feine Beziehungen in eingeweihten Kreisen, man hat es ihm anvertraut, nur ihm, er bittet auch, es zu bewahren und so weiter. . . . Das sind die Gefährlichsten, diese Sensationsmacher, die nicht schlafen können, wenn sie nicht täglich zehn Lügen an den Mann gebracht haben, um nun bestimmt als die Interessanten, Wissenden zu gelten und die die Lüge unter der Flagge der Authentizität segeln lassen. Ich sage Ihnen, wenn so einer kommt und anfängt: „Aus ganz authentischer Quelle weiß ich. . . .“, so ist's schon faul. Sie können Gift drauf nehmen, daß es nicht wahr ist.“ „Ja, ja,“ meint der andere, „Sie haben gewiß recht,“ und sie politisieren weiter. Und wieder fährt der Dicke mit dem Knebelbart auf. „Aber gar keine Freie, wo denken Sie denn hin? Jetzt wer ich Ihnen was sagen: aus ganz authentischer Quelle hab' ich erfahren. . . .“ Was er erfahren hat, hörte ich nicht mehr.

p. e.